

Nr. 96

2/09

INFORMATIONEN

für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

INHALT

Gerufen und gesandt –
das neue Jahresthema

Logotherapie und
Seelsorge

Nachlese Pro Reli

Berichte von der
Seelsorgekonferenz



Inhaltsverzeichnis

Jahresthema	3	Gerufen und gesandt – das neue Jahresthema – Dr. Stefan Dybowski
Logotherapie	6	„In uns steckt ein tiefer Wille, sinnvoll zu leben“ – Interview zur Logotherapie mit Geertje-Froken-Bolle
Pro Reli	10	„Der Staat versucht über das Pflichtfach Ethik eine Art zivilreligiösen Konsens herzustellen“ – Interview nach dem Volksentscheid Pro Reli mit Pater Klaus Mertens SJ
Paulusjahr	13	„Paulus als Missionar, Seelsorger und Theologe“ – Berichte von der Seelsorgekonferenz 2009 –
	15	Gemeinde als Gegengesellschaft – Paulus und sein Gemeindebild – von Christopher Maaß
	16	Sozialpolitische Dimension – „Wir sind arm und machen doch viele reich“ – von Elisabeth Eichert
	17	Einheit und Vielfalt in einer Gemeinde – wie kann Fusion und Kooperation gelingen? – von Norbert Pomplun
	18	Paulus und die Frauen – von Luzia Hömberg
	19	„weglos – doch nicht ausweglos“ – von Regens Hansjörg Günther
20 Jahre nach der Wende	20	„Freude und Frust zugleich“ Veranstaltungsreihe des ökumenischen Frauenaktionskreises – von Annette Westermann
Berufsethik	21	„Besondere Herausforderungen an den Polizeiberuf“ Bericht von einem berufsethischen Seminar in Schöneiche – von Karlheinz Gaertner, PHK
Buchvorstellung	23	Wilhelm Weskamm, Diasporaseelsorger in der SBZ/DDR Wenn Erwachsene Christ werden. Ein Kursbuch für Begleiter.

Gerufen und gesandt – das neue Jahresthema

„Können, die Jesus in seiner Erdenzeit gewirkt hat?“ so lautete eine Frage aus dem Bibelquiz, das wir damals als Schüler der 2. oder 3. Klasse begeistert am Ende einer Religionsstunde gespielt haben. Unsere Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: Die Hochzeit zu Kana, die Stillung des Seesturmes, die wunderbare Brotvermehrung und natürlich die vielen Krankenheilungen. Heute als Erwachsener würde ich auf diese Quizfrage eine andere Antwort geben. Neben den eben genannten würde ich noch ein weiteres Wunder benennen, dass ich als Kind niemals als solches angesehen habe: nämlich, dass Gott Menschen in seine Nachfolge und in seinen Dienst beruft. Jede Berufung ist für mich ein Wunder – ist „wunderbar“ (im wahrsten Sinne des Wortes).

„Gerufen und gesandt“ – so lautet das Jahresthema des mit dem neuen Schuljahr beginnenden Pastoralen Jahres 2009/2010. Es knüpft an das Jahr des Priesters an, das der Heilige Vater für ein Jahr (Beginn: 19. Juni 2009) ausgerufen hat. Anlass für das Jahr des Priesters ist der 150. Todestag des Heiligen Pfarrers von Ars. Doch unser Jahresthema will nicht allein die Berufung der Priester in den Blick nehmen, sondern den gesamten Bereich aller Berufungen zu einem kirchlichen Dienst mit einbeziehen. Ich denke dabei auch an Ordensleute, an pastorale Berufe wie Gemeinde- und Pastoralreferenten, an Missionare; aber auch Berufungen für ehrenamtliche Dienste und Aufgaben möchte

ich bei diesem Jahresthema nicht ganz außer Acht lassen: Ministrantendienste, Jugendleiter, Mitarbeit in den Gremien der Gemeinde (PGR und KV), Krankenbesuchsdienste und viele andere.

Gerufen und gesandt – das Thema Berufungen ist ein weites Thema. Dazu ist in den letzten Jahren viel gesagt und geschrieben worden. Hier wird die Sorge und Not um kirchliche Berufungen zumindest in Europa deutlich. Ich möchte zu Beginn des Pastoralen Jahres aber erst einmal drei konkrete Ziele formulieren, die ich mit diesem Jahresthema verbinde.

1. „Da kommt ein echter Israelit“ (Joh 1,47)
– Berufungen wecken und entdecken

Das erste Ziel liegt nahe: So ein Jahresthema will das Thema Berufungen ins Gespräch bringen. Vielleicht fällt es wie im Gleichnis von den Samenkörnern (Mk 4,8) auf guten Boden. Vielleicht denkt jemand darüber nach, wie das ist, wenn Gott einen Menschen ruft. Vielleicht werden dadurch Fragen ausgelöst: Woran erkenne ich eine Berufung? Mit wem kann ich darüber sprechen, wen kann ich mal fragen, ohne dass ich belächelt werde? Was hat das für Konsequenzen, wenn ich diesen Ruf Gottes ernst nehme, mich damit beschäftige, wenn ich vielleicht am Ende JA sage? Dann wäre ein Ziel dieses Jahresthemas erreicht. Berufungen gehen von Gott aus, er beruft Menschen in seinen Dienst –

von Dompropst Stefan Dybowski



Das neue Jahresthema "Gerufen und gesandt" knüpft an das Jahr des Priesters an, das der Heilige Vater ausgerufen hat.

Das Jahresthema will nicht allein die Berufung der Priester in den Blick nehmen, sondern alle Berufungen zum kirchlichen Dienst mit einbeziehen.

dies ist alte Überzeugung der Kirche. Doch inzwischen ist mir klar geworden, dass Gott dies nicht immer allein tut, sondern sich dabei Helferinnen und Helfer bedient. An zwei Berufungsgeschichten kann man dies sehr schön erkennen.

Der junge Samuel hört eines Nachts den Ruf Gottes (1 Sam 3,1-21). Die Heilige Schrift bemerkt dazu: Samuel hatte Gott noch nie gehört. Von

daher ist es auch kein Wunder, dass er ihn nicht gleich erkennt. Glücklicherweise hat er einen Lehrer, den Hohenpriester Eli. Eli ahnt schließlich, dass der Herr ihn gerufen hat. Und mit seiner Hilfe kann Samuel dann den Ruf Gottes erkennen und ihm Antwort geben.

Ich wünschte mir in unseren Gemeinden und Schulen solche Menschen wie Eli: Menschen, zu denen junge Frauen und Männer gehen können, wenn sie den Ruf Gottes in sich verspüren, mit denen sie reden und ihre Fragen stellen können, und die ihnen Mut machen, sich dem Ruf Gottes auch zu öffnen.

Eine ganz andere Art der Berufung hat Natanael, der spätere Apostel Bartholomäus, erlebt (Joh 1,43-51). Sein Freund Philippus kam eines Tages ganz aufgeregt auf ihn zu: „Du, wir haben den Messias gefunden.“ Natanael war skeptisch. „Woher kommt er denn?“ Und als ihm Philippus das kleine und unbedeutende Städtchen Nazareth nennt, winkt Natanael ab: „Was soll von da schon Gutes kommen?“

Auch in dieser Berufungsgeschichte bedient sich Gott eines Helfers, übrigens eines sehr sympathischen: Philippus lässt sich nämlich nicht so schnell von seinem Vorhaben abbringen: „Schau ihn dir doch wenigstens einmal an.“ Und als die beiden auf Jesus zugehen, spricht Jesus den Natanael an: „Da kommt ein echter Israelit, ein Mann ohne Falsch.“

Was mochte damals den Natanael dazu bewogen haben, Jesus nachzuzufolgen. Es mag ihm vielleicht imponiert haben, dass Jesus ihn schon längst entdeckt hatte, noch bevor er ihn gesehen hatte.

Ich vermute aber viel mehr, dass Natanael das Wort Jesu angesprochen hat: „Da kommt ein echter

Israelit, ein Mann ohne Falsch.“ Ich kann mir nicht vorstellen, dass Natanael niemals etwas falsch gemacht hat – eine Erfahrung, die auch Menschen im kirchlichen Dienst bei aller Berufung durch Gott kaum erspart bleiben wird. Das Schlüsselwort bei dieser Erzählung ist für mich das Wort „echt“. Dieses Wort wird heutzutage viel gebraucht und ist zu einem Qualitätsmerkmal geworden. Wenn jemand Echtheit bescheinigt wird, dann steckt dahinter seine Ehrlichkeit und Verlässlichkeit, ein Mensch, der etwas Liebenswertes und Wertvolles in sich trägt.

Das haben damals viele Menschen in der Begegnung mit Jesus erfahren. Er war jemand, der in den Menschen das Liebswerte, ihr aufrichtiges Bemühen und ihre Sehnsucht nach Glück gesehen hat. Wenn wir ähnlich wie Jesus das Liebswerte und Wertvolle der Menschen sehen, können wir sicher einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, dass sich Menschen auf Gottes Ruf einlassen – wie Natanael.

2. „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückschaut ...“ (Lk 9,62) – Berufungen herausfordern

Wer sich im Neuen Testament die Berufungsgeschichten anschaut, hat zunächst den Eindruck, als würden sich Berufungen spielend leicht vollziehen. Man stellt sich Jesus als einen sympathischen jungen Menschen vor, der es versteht, liebevoll auf die Menschen einzugehen und sie für sein Werk zu begeistern. Wie viele, die ihn bejubeln (Joh 6,1-15), die ihn ansprechen und mit ihm gehen wollen (Lk 9,57), die bereit sind, alles stehen und liegen



Glauben bezeugen – Gesellschaft gestalten

Pastorale!

Messe für Pastoral in der Diaspora
15.-18. Oktober 2009 - Bischof-Benno-Haus Schmochtitz

Anmeldung & Kartenbestellung:

Pastorale! · Bischof Benno-Haus
Schmochtitz 1 · 02625 Bautzen
Tel. 035935/220
Fax 035935/22310
www.benno-haus.de
info@benno-haus.de

lassen zu wollen (Lk 5,11), ja die sogar für ihn sterben wollen (Mt 26,35).

Doch wer genauer hinschaut, bekommt schnell die Realität der Nachfolge Jesu zu spüren. Denen, die Jesus darauf ansprechen, stellt er klipp und klar die Zukunft eines Jesus-Jüngers vor Augen: da gibt es keine warmen Höhlen und Nester zum Kuschneln (Lk 9,58), da darf ich noch nicht einmal von geliebten Menschen Abschied nehmen (Lk 9,61). Und einem begeisterten jungen Mann macht Jesus zur Bedingung: wenn du mir nachfolgen willst, musst du vorher alles verkaufen (Mk 10,21). Im Laufe der 2000 jährigen Geschichte des Christentums haben viele Heilige Männer und Frauen diese radikalen Herausforderungen angenommen, die mit einer Berufung verbunden sind: Ignatius von Loyola, Franziskus, Elisabeth von Thüringen, Katharina von Siena ... Sollten wir von jedem Theologiestudenten oder Pastoralassistenten-Bewerber erst einmal die Sparsbücher einziehen?

Für mich ist es zuerst eine Frage der Fairness, dass man Menschen, die sich für einen Weg mit Gott interessieren, diese Herausforderungen nicht vorenthält. Wer sich für den Dienst in der Kirche entscheidet, muss mit Versetzungen rechnen. Auch mein Mitarbeiterenteam werde ich mir nicht immer aussuchen können. Das Jahresthema „gerufen und gesandt“ darf die radikalen Herausforderungen, die mit dem Anruf Gottes verbunden sind, nicht verschweigen, auch auf die Gefahr, dass jemand sich dann für einen anderen Weg entscheidet. Das Evangelium jedenfalls erzählt von einem jungen Mann, der enttäuscht wegging, weil ihm die Forderungen Jesu zu hoch erschienen.

Doch so ein Jahresthema kann die Gemeinden auch zum Überlegen bringen, wie ich jungen Frauen und Männern Mut machen kann, diese Herausforderungen anzunehmen und darin zu wachsen und zu reifen.

3. „...nicht Herren über euren Glauben, sondern Helfer eurer Freude“ (2 Kor 1,23) – Berufungen pflegen

Die Sorge um neue Berufungen wird oft angesprochen und sicher auch im Gebet vor Gott getragen. Wer aber sorgt sich um die bestehenden Berufungen, also konkret um unsere Gemeinde- und Pastoralreferenten, um die Diakone und Priester (wenn Sie wollen, können Sie die Frage auch weiterführen: wer sorgt sich um die Bischöfe oder gar den Papst)?

„Wenn Sie sich noch einmal entscheiden könnten...?“ fragen Sie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden oder im Erzbischöflichen Ordinariat doch mal, was aus Ihrer Berufung geworden ist.

Um eine ehrliche Antwort auf diese Frage zu bekommen, braucht man allerdings einen geschützten Raum des Vertrauens. Ich vermute, dass manche aus ehrlicher Überzeugung und Begeisterung wieder ihr JA zum Anruf Gottes sprechen würden. Ich habe aber auch schon einige erlebt, die enttäuscht sind von dem, was aus ihrer Berufung und anfänglichen Begeisterung geworden ist. Resignation, Dienst nach Vorschrift, Lustlosigkeit, Burn out... Wer kümmert sich um solche Seelsorgerinnen und Seelsorger?

Da wird nach Instrumenten moderner Personalentwicklung gegriffen, die sicher auch viel auffangen und heil machen können: Supervisions-

kurse, die Einrichtung von Priesterseelsorgern.

Hier würde ich mein drittes Ziel dieses Jahresthemas ansetzen: die Fürsorge und Pflege von bestehenden Berufungen.

Patentrezepte dafür gibt es sicher keine. Aber im zweiten Korintherbrief nennt Paulus ein Prinzip, was in diesem Punkt weiterhelfen könnte: nicht als „Herren eures Glaubens, sondern Helfer eurer Freude“ (2 Kor 1,23).

Im Juni dieses Jahres durfte ich einen zweijährigen Jungen taufen. Ganz schick sah er aus in seinem kleinen schwarzen Anzug und dem weißen Hemd. Und unter seinem goldroten Haarschopf leuchteten zwei hellblaue Augen. Als ich ihm nach der Taufe mit Chrisam ein Kreuz auf den Scheitel zeichnete und dabei die Worte sprach: „denn du gehörst für immer Christus an, der gesalbt ist zum Priester, König und Propheten in Ewigkeit“, da fasste der kleine Kerl noch einmal ganz schnell mit der Hand auf seinen Scheitel, so als ob er nachschauen wollte: ob die Salbung noch da ist?

Gerufen und gesandt - ein Jahr, um über Berufungen nachzudenken, zu sprechen, sie zu entdecken; um Gottes Ruf zu hören und sich von ihm auch herausfordern zu lassen; und um sich seine Berufung wieder neu in Erinnerung zu rufen - oder wenn Sie den kleinen Jungen nehmen: um ab und zu mal wieder auf den Scheitel zu fühlen bei sich und ruhig auch bei Ihren Mitschwestern und Mitbrüdern, ob die Salbung nach da ist - aber nach dem Prinzip des Apostels Paulus: als Helfer eurer Freude.

Interview zur Logotherapie
mit Pfarrerin
Geertje-Froken Bolle



Am 7. März 2009 fand das
23. Ökumenische
Besuchsdiensttreffen der
Krankenbesuchsdienste in Berlin
statt, an dem über 170 Personen
teilgenommen haben.
Das Hauptreferat zum Thema
„Wie kann das Leben gelingen?
Eine Einführung in die
Logotherapie“ hielt Pfarrerin
Geertje-Froken Bolle.

*Nach der Fortbildungsveranstaltung
führte Hermann Fränkert-Fechter
ein Interview mit ihr.*

„In uns Menschen steckt ein tiefer Wille, sinnvoll zu leben.“

INFO: Sehr geehrte Frau Pfarrerin Bolle, Sie haben am 7. März 2009 eine Veranstaltung für ehrenamtlich Mitarbeitende im Krankenbesuchsdienst mitgestaltet und ein Referat zur Logotherapie und Existenzanalyse gehalten. Was versteht man unter Logotherapie und Existenzanalyse?

Pfarrerin Bolle: In diesem Wort Logotherapie steckt das Wort ‚Logos‘, das wir gut kennen in der Bedeutung von „Wort“, oder „Rede“, aber es bedeutet eben auch Sinn. Und das ist das, was mit dem Begriff Logotherapie gemeint ist. Es ist eine Therapierichtung, die auf Sinnfindung zielt. Logotherapie ist dabei die Beratung und Existenzanalyse die Therapie selbst. Es ist eine Therapierichtung, die von Viktor Emil Frankl begründet wurde.

INFO: Worin sehen Sie die Unterschiede zwischen der Psychoanalyse Sigmund Freuds bzw. der Individualpsychologie Alfred Adlers und dem Ansatz von Viktor E. Frankl?

Pfarrerin Bolle: Frankl baut auf diesen Richtungen auf – deshalb nennt man die Logotherapie auch die dritte große Wiener Schule. Er hat selber von und mit Sigmund Freud und Alfred Adler gelernt und sich später von ihnen abgegrenzt. Einer der großen Unterschiede besteht darin, dass die Psychoanalyse Sigmund Freuds davon ausgegangen ist, dass der Kern menschlichen Strebens bestimmt ist durch einen Willen zur Lust. Freud hat alles menschliche Sein auf Triebbefriedigung im Men-

schen zurück geführt. Alfred Adler hat als Kern dessen, wohin der Mensch orientiert ist, den Willen zur Macht beschrieben und Frankl eben den Willen zum Sinn. Nach Frankl steckt in uns Menschen ein tiefer Wille, sinnvoll zu leben; ein Ausgespannt sein des Menschen zwischen Sein und Sollen, zwischen dem, wie wir gerade sind und worauf wir uns zu bewegen.

INFO: Wenn man die Logotherapie verstehen will, muss man das Leben des Begründers kennen. Warum ist die Biographie von Viktor E. Frankl für das Verständnis dieser therapeutischen Richtung wichtig?

Pfarrerin Bolle: Die Biographie Viktor E. Frankls ist ganz wichtig, um zu sehen, in welchem Kontext die Logotherapie entstanden ist. Sie ist ursprünglich entstanden in der Klinik; also in Frankls ärztlicher Auseinandersetzung mit menschlichem Leiden. Das ist sozusagen der Ausgangspunkt seines Denkens und Arbeitens. Und der zweite ganz wichtige Punkt ist der, dass wir bei Frankl erleben können wie er das, was er sich in seiner ersten beruflichen Tätigkeit erarbeitet und Logotherapie genannt hat, selber existentiell durchbuchstabieren musste in seinem Leben. Er war Jude und ist 1942 nach Theresienstadt deportiert worden. Die Zeit von 1942 - 1945 hat er in Konzentrationslagern zugebracht; 1945 wurde er befreit. Er hat aber seine ganze Familie im KZ verloren.

Der Kern der Logotherapie lautet: der Mensch ist in jeder Situation sei-

nes Lebens – egal, wie schlimm es von außen kommt – in der Lage, Sinn zu finden. Das heißt nicht, dass das, was passiert auf dieser Welt an sich sinnvoll wäre – ganz und gar nicht. Frankl hat nie in irgend einer Weise das Grauen des Konzentrationslagers verharmlost – ganz im Gegenteil. Aber selbst im äußersten Grauen ist der Mensch in der Lage, für sich in der Situation einen Weg zu finden. Das ist die Aussage, die er vor der Zeit im Konzentrationslager getroffen hat und die er dann existenziell durchlebt hat.

INFO: Von Viktor Frankl stammt auch der Satz: „Wer ein Wozu kennt, erträgt fast jedes Wie“. Wie kann man diesen Satz am Krankenbett vermitteln?

Pfarrerin Bolle: Ein ganz wichtiger Punkt in der Logotherapie ist, dass der Mensch nicht auf seine Defizite festgelegt wird; dass wir nicht ansetzen beim Problem, sondern dass wir den Menschen als Ganzes in den Blick nehmen. Wir versuchen, den Menschen darin zu unterstützen,

dass er in jeder Situation als Person, mit seinem innersten Wesen zum Ausdruck kommen kann. Das erlebe ich oft als ganz wichtig - gerade auch in Situationen, wo Menschen psychischen Halt verloren haben –, dieses am Gesunden ansetzen. In der logotherapeutischen Arbeit schauen wir, wo etwas durchscheint von der Person. Also, wo können wir das Innerste des Menschen trotz Krankheit und Leid entdecken. Und wir fragen dann: Wie kann dieser Mensch in genau dieser Situation, in der er jetzt lebt, für sich Sinn finden; anders gesagt: authentisch leben.

INFO: Die Logotherapie arbeitet mit einigen Grundbegriffen, die zentral für das therapeutische Konzept sind. Welche sind das?

Pfarrerin Bolle: Aus meiner Sicht ist der wichtigste Begriff tatsächlich dieser ‚Personbegriff‘. Die Logotherapie spricht von Person und meint damit das Einmalige und Einzigartige jedes Menschen, seine Entscheidungsfähigkeit, seine Fähigkeit, auf sich zu schauen und von sich selbst weg auf

die Welt zu schauen. Die Person ist das im Menschen, was nicht krank werden kann. Es gibt ein gesundes Sein im Menschen, was wir ansprechen können: die Person. Die Person geht nicht auf im Psychophisikum des Menschen. Körper und Psyche sind nicht alles. Und ich glaube, das ist etwas Spezifisches der Logotherapie, was aus meiner Sicht dann auch einen ganz deutlichen Bogen zu meiner Arbeit als Seelsorgerin darstellt.

Ein weiterer wichtiger Begriff aus der Logotherapie: die ‚geistige Dimension‘ oder ‚die existentielle Dimension‘. Es gibt im Menschen etwas, das Frankl die Trotzmacht des Geistes nennt, die allem gegenüber zu treten vermag. Also, ich bin nicht determiniert als Mensch, ich habe immer mehr als nur eine Möglichkeit vor dem Hintergrund meiner Wirklichkeit. Ich kann immer auch anders. In meiner Tätigkeit als Krankenhaus-seelsorgerin erlebe ich Menschen, die sich ganz bestimmen lassen von einer Krankheit und die nichts anderes mehr tun, als hier zu liegen und auf das Sterben zu warten. Da gilt es, den manchmal ganz kleinen Freiraum wieder aufzumachen. Das meint dieser Begriff ‚Trotzmacht des Geistes‘ – sozusagen dem Tode zum Trotz das Leben noch ergreifen, auch im Sterben.

INFO: In der Logotherapie wird von den drei Hauptstraßen zum Sinn gesprochen. Können Sie diese beschreiben?

Pfarrerin Bolle: Das ist schwierig in der Kürze. Wenn wir von Sinn reden,



Geertje-Froken Bolle referiert über Logotherapie

meint Frankl ‚Werteverwirklichung‘. Es geht darum, dass wir in unserem Leben in jeder Situation einen Wert verwirklichen. Ein Wert – das ist etwas, was mir in einer konkreten Situation nahe ist. Frankl gibt drei sogenannte Hauptstraßen an:

Eine der ‚Hauptstraßen zum Sinn‘ sind die Erlebniswerte. Damit ist gemeint ein Erleben, ein Nehmen, ein Genießen. Vielleicht verwirkliche ich einen Erlebniswert, wenn ich eine lange Wanderung durch die Berge mache. Oder wenn ich frisch eingefahrenes Heut rieche. Oder wenn jemand mir die Füße eincremt. Oder wenn ich eine Mozartsonate höre. Oder wenn ich frischgebackenen Kuchen esse. Oder wenn ich einen weichen Stoff berühre.

Die zweite Hauptstraße zum Sinn, das sind die schöpferischen Werte. Sie beschreiben ein Gestalten, ein Arbeiten, ein Hineinbringen in die Welt, ein Schaffen. Wenn Sie einen Schal stricken – dann bringen Sie sich gestaltend in die Welt ein, dann entsteht etwas. Oder wenn Sie Tomaten anbauen. Etwas, was wir als Wert erkannt haben, bringen wir in die Welt ein.

Einstellungswerte sind die dritte Hauptstraße zum Sinn. Sie sind grundsätzlich unterschieden von den anderen beiden Straßen. Sie beschreiben die Möglichkeit, dass der Mensch auch in einer Situation größten Leidens in der Lage sein kann, sich Situationen gegenüber zu verhalten, zu entdecken, dass er selbst da mehr als nur eine Möglichkeit hat, sich einstellen kann. In

einer Situation also, in der die beiden anderen Hauptstraßen zum Sinn nicht mehr in Fülle da sind, bleibt immer noch dieser Weg. Im ärgsten Leiden, bei tödlicher Krankheit, auswegloser Diagnose, die einen kaum noch etwas gestalten und positiv erleben lässt, bleibt das möglich, eine Einstellung dazu zu entwickeln.

INFO: Wie sieht die Methodik der Logotherapie aus? Sie haben gesagt, dass in der Logotherapie mehr mit Haltungen gearbeitet wird und weniger mit Techniken. Was ist damit gemeint?

Pfarrerin Bolle: Damit ist gemeint, dass Logotherapie – besonders in ihren Anfängen durch Viktor Frankl einen ganz starken Schwerpunkt gelegt hat auf die Haltung. Frankl hat ganz wenig Techniken oder Methodik entwickelt. Das ist inzwischen in der Logotherapie anders. Heutzutage gibt es durchaus auch eine eigene Methodenlehre der Logotherapie, auch Anleihen aus anderen therapeutischen Richtungen. Nichts desto trotz gilt dieser Grundansatz auch

heute. In der Logotherapie ist es ganz zentral, dass wir in einer phänomenologischen Haltung auf unser Gegenüber zugehen, in einer offenen Haltung, im Schauen dessen, was ist.

Der Andere ist ein eigenständiger Mensch und ein eigenständiges Gegenüber und wir können Fragen stellen, können auch aus unserer Erfahrung Dinge anbieten, aber wir sind da in einer vorsichtigen und offenen, fragenden Haltung.

INFO: Mit eigenen Bildern und Wertungen halten Sie sich also bewusst zurück.

Pfarrerin Bolle: Ja! Logotherapie legt einen Schwerpunkt darauf, dass Beratende und Begleitende lernen, im Gespräch das Eigene ein Stück bei Seite stellen zu können, sozusagen einzuklammern, um für das Gegenüber offen zu werden. Diese Haltung ist gerade auch für Krankenbesuchsdienste sehr wichtig und kann gelernt werden.

INFO: Sie sind selber Kranken-
hauseelsorgerin und evangelische



Das ökumenische Besuchsdiensttreffen 2009 fand im Haus Helene Weber statt.

Pastorin. Ist der therapeutische Ansatz der Logotherapie mit dem christlichen Menschenbild in Einklang zu bringen?

Pfarrerinnen Bolle: Ich persönlich finde, dass beides ganz hervorragend zusammen passt. Ich bin immer wieder erstaunt, wie dicht das biblisch-christliche Menschenbild und das Menschenbild der Logotherapie zusammen liegen. Ich habe mich auch schon öfter gefragt, woran das eigentlich liegt. Einen Grund sehe ich darin, dass Frankl selber Jude war und ich glaube, dass man das seiner Anthropologie anspricht. Ein anderer Punkt ist sicher der, dass Logotherapie vom Ansatz her phänomenologisch ist, dass sie also vor allem Leben anschaut und versucht, dem Leben, wie es ist, auf die Spur zu kommen. Man könnte fast sagen, dass Logotherapie auch keine Techniken oder Methodiken erfindet, sondern findet - im Leben findet. Also, die Logotherapie schaut sich an, wie Leben geht, und setzt das dann um. Ich selber könnte sagen: Logotherapie ist dem Leben auf der Spur – so wie Gott es uns geschenkt hat.

Dann kommt dazu, dass ich es sehr hilfreich finde, dass in der Logotherapie Begriffe wie Leiden, Schuld, Scheitern eine Rolle spielen. Das erlebe ich in der Logotherapie viel stärker als in anderen therapeutischen Richtungen. Schließlich ist das, was Logotherapie mit dem Begriff ‚Person‘ beschreibt, aus meiner Sicht nichts anderes als das, was biblisch mit dem ‚Namen‘ beschrieben wird, mit dem Gott uns ruft. Logotherapie und Existenzanalyse selber sind zwar nicht religiös gebunden, aber ich selber mache immer wieder die Erfahrung, dass ich es

wunderbar aufeinander beziehen kann.

INFO: Sie haben vor Krankenbesuchsdiensten den logotherapeutischen Ansatz vorgestellt. Was würden Sie Mitarbeitenden in den Krankenbesuchsdiensten in ihrem Engagement vor allem wünschen?

Pfarrerinnen Bolle: Als erstes und vielleicht auch Grundlegendes ist es mir ein Anliegen, dass die Menschen, die ehrenamtlich im Besuchsdienst unterwegs sind, sich bewusst machen, wie wertvoll diese Arbeit ist. Logotherapeutisch gesprochen: Wie zentral Begegnung und Berührung im Miteinander ist – gerade da, wo Menschen oft in der Situation einer Erkrankung Isolierung und Alleinsein erleben. Der Satz von Martin Buber „Das Ich wird am Du“ ist für Frankl auch ein ganz zentraler Satz geworden, weil Frankl es so beschreibt, dass der Mensch ganz er selbst wird, wenn er auf eine andere Person oder auf eine Sache bezogen ist. Und dieses zu ermöglichen, dass sich ein kranker Mensch auf eine Person beziehen kann, ist das Wunderbare am Besuchsdienst. Manches Mal gelingt es, dass durch den Besuchenden sich der Besuchte auf etwas anderes beziehen kann als auf seine Krankheit, dass der Mensch aus dem Kreisen um seine Krankheit herauskommt.

Zweiter Punkt ist die phänomenologische Haltung. Ich glaube, dass es eine große Hilfe für Menschen im Besuchsdienst ist, eine Haltung der Offenheit und des Fragens zu lernen, damit das Gegenüber sich wirklich in seiner Eigenart zeigen kann.

Als dritter Punkt sind dann konkrete Gesprächshilfen zu nennen, die aber

hier nicht alle aufgezeigt werden können.

INFO: Wohin kann man sich wenden, wenn man mehr über Logotherapie wissen will?

Pfarrerinnen Bolle: Es gibt das Berliner Institut der Akademie für Logotherapie und Existenzanalyse in der Lietzenburger Straße 39. Leiterin des Instituts ist Susanne Jaeger-Gerlach. Dort wird sowohl eine Ausbildung angeboten in Logotherapie und Existenzanalyse, als auch einzelne Weiterbildungen und Workshops.

(Vgl.: www.existenzanalyse.com und www.jaeger-gerlach.de)

Es gibt natürlich auch eine umfangreiche Literatur zum Thema. Für Einsteiger empfehle ich das Buch: „... trotzdem ja zum Leben sagen“ von Viktor E. Frankl. Oder – wer einen ersten Einstieg in die Arbeit der Logotherapie heute möchte – dem empfehle ich das Buch „Sinnvoll leben“ von Alfred Längle, überarbeitet und neugestaltet von Dorothee Bürgi (St. Pölten/Salzburg 2007).

„Der Staat versucht über das Pflichtfach Ethik eine Art zivilreligiösen Konsens herzustellen“

Interview nach dem Volksentscheid Pro Reli mit Pater Klaus Mertes SJ



INFO: Sehr geehrter Pater Mertes, Sie nehmen seit Jahren zu bildungspolitischen und erziehungswissenschaftlichen Fragen in der Berliner Öffentlichkeit Stellung. Warum haben Sie sich für die Aktion Pro Reli eingesetzt?

P. Mertes: Ich habe während meiner eigenen Schulzeit mit großem persönlichen Gewinn am Religionsunterricht als ordentlichem Schulfach (mit Klausuren und Noten) teilgenommen. Ich unterrichte seit 20 Jahren Religion und habe selbst durch die suchenden und nachdenklichen Fragen der Jugendlichen unendlich viel gelernt. Ich habe mich für Pro Reli engagiert, weil ich der Überzeugung bin, dass eine sachgemäße Auseinandersetzung mit den großen Fragen nach Gott, nach den Grundlagen für ethische Ansprüche, nach der Geschichte von Christentum und Religion nicht nur ein Privatvergnügen ist, sondern in den öffentlichen Bildungskanon hineingehört.

INFO: Die Gegner von Pro Reli haben die Notwendigkeit eines für alle Schüler/innen verbindlichen ethischen Unterrichts in einer multikulturellen Stadt betont. Die Befürworter der Aktion sehen im Fach Ethik einen Tabubruch, weil hier der Staat selbst in Weltanschauungsfragen Einfluss nimmt und damit seine Kompetenzen überschreitet.

Wie beurteilen Sie diese inhaltlichen Positionen im Nachhinein?

P. Mertes: Meine Position hat sich nachträglich nicht verändert: Ich halte es für eine verhängnisvolle Entwicklung, dass der Staat über das Pflichtfach Ethik versucht, eine Art von zivilreligiösen Konsens herzustellen. Es mag im besten Fall gut gemeint sein, es ist aber nicht gut. In den USA gibt es eine Art von „Zivilreligion“, die das Land zusammenhält. Aber die ist von unten gewachsen. Hier in Berlin versucht der Staat, ohne kritischen Blick auf sich selbst dasselbe von oben zu verordnen. Das ist das Kernproblem.

INFO: Das Ereignis des Volksentscheids ist eine doppelte Niederlage: Die notwendige Teilnahme von ¼ der Wahlberechtigten wurde nicht erreicht und außerdem hat noch eine Mehrheit von 51,4 % gegen den Gesetzentwurf gestimmt.

Welche Ursache sehen Sie für das Scheitern des Volksentscheids?

P. Mertes: Die Gegner von Pro Reli haben sehr geschickt argumentiert. Sie haben den Eindruck erweckt, dass Pro Reli spaltet. Rein äußerlich

scheint das ja zunächst zu stimmen, weil Pro Reli die Möglichkeit der Wahl fordert. Es war nicht leicht, die Unterstellung hinter diesem Argument aufzudecken. Mit der Betonung von „Gemeinsamkeit“ haben Senat und Pro-Reli-Gegner an eine Sehnsucht in der Berliner Bevölkerung appelliert, nämlich die nach einem gemeinsamen Wertekonsens. Diese Sehnsucht drückt sich im Wahlergebnis deutlich aus. Diese Sehnsucht ist verständlich, aber hat auch gefährliche Seiten. Das ist ein klassisches Thema für die „Unterscheidung der Geister“. Es ist erstaunlich, wie wenig die Senatsparteien aus den Erfahrungen mit einem „erziehenden Staat“ im letzten Jahrhundert gelernt haben.

Auch das Wort vom „Wahlzwang“ hat auf geschickte Weise verwirrt. Schule ist eine ziemlich komplizierte Institution, wenn man einmal anfängt, sich damit zu befassen. Viele hat der Streit um Worte, je länger er geführt wurde, umso mehr verwirrt, so dass sie nicht mehr wussten, was sie wählen, wenn sie wählen.

Darüber hinaus habe ich in vielen Gesprächen und Podiumsdiskussionen gemerkt, dass es starke Kräfte in der Stadt gibt, die gar nicht wollen, dass die Kirchen mit ihren Überzeugungen in der Schule auftreten – außer so, wie Tiere im Zoo auftreten, als Kuriosum, als Relikt aus vergangenen Zeiten. Diese Kräfte halten die Werte, für die z.B. die katholische Kirche (nach ihrer Ansicht) steht, für falsch, für gefährlich, für antihuman. Genau diese gälte es zu bekämpfen.

So bin ich oft beschimpft worden wegen katholischer Autoritätsgläubigkeit oder wegen katholischer Homophobie, um nur zwei „Klassiker“ zu nennen. Das war für mich einerseits immer eine wunderbare Gelegenheit, einiges richtig zu stellen. Aber andererseits gibt es auch immer wieder Einzelpersönlichkeiten in der Kirche, die solchen Pauschal-kritikern die Klischees geradezu auf dem Tablett präsentieren, auf die sie dann dreinschlagen können. Hier könnten wir noch einiges lernen über Fehler, die wir machen.

Besonders enttäuscht an dem Wahlergebnis hat mich die geringe Wahlbeteiligung von Christen. Ich kenne Christen, die mir sagten: „Ich habe keine Kinder mehr in der Schule, also interessiert mich das Thema nicht.“ Vielleicht stehen diese Stimmen auch für eine alternde Mentalität in einer alternden Gesellschaft, die sich nicht mehr für die Jugend interessiert. „Schule – was geht mich das an?“

INFO: Wie gehen wir als Christen damit um, dass wir gesagt bekommen haben, die Mehrheit denkt anders?

P. Mertes: Wir sollten uns über diese Klarheit freuen und sie nutzen. Deswegen sollten wir anfangen, in den Gemeinden miteinander darüber zu sprechen: „Was ist uns, was ist mir klar geworden?“ Wir sollten uns darüber freuen, dass wir etwas geschafft haben, was wir uns vor zehn Jahren noch nicht träumen ließen: Dass wir die ganze Stadt mit der Frage nach Gott in Aufruhr bringen konnten. Wir sollten aufpassen, dass wir als zahlenmäßige Minderheit nicht in eine Minderheitsmentalität fallen. Der christliche Glaube ist nicht nur etwas für den „Heiligen

Rest“, sondern er antwortet auf Fragen, die auch die Mehrheit bewegen. Wenn wir Christen unseren Missionauftrag ernst nehmen, dann müssen wir anfangen, die Sprache der Mehrheit zu lernen, um in ihrer Sprache das Evangelium zu verkünden. Und wir sollten uns darauf einstellen, dass wir selbst auch nicht unverändert aus diesem Prozess herauskommen werden. Man kann das alles ja schön – mutatis mutandis – in der Apostelgeschichte nachlesen.

INFO: War die Werbestrategie richtig, die auf die bedrohte Freiheit gesetzt hat?

P. Mertes: Grundsätzlich Ja. Es ging Pro Reli nicht um Polemik gegen das Fach Ethik, sondern um die freie Wahl zwischen beiden Fächern. Über Einzelheiten der Kampagne wird man reden müssen, z.B.: Wie weit darf man einen zentralen Begriff wie Freiheit monopolisieren, ohne den Andersdenkenden zu unterstellen, sie seien gegen die Freiheit? Die Werbestrategen plädieren in der Regel für Polarisierung, um zu mobilisieren. Mir wird es da bei einem so wichtigen Thema wie dem Religionsunterricht ein wenig schummrig. Allerdings glaube ich im Sinne der Pro-Reli-Kampagne, dass es bei der freien Wahlmöglichkeit in der Schule („Wahlpflichtfach“) auch um „Freiheit“ in einem weiteren Sinne geht. Es steht dem Staat nicht zu, zivilreligiöse Einstellungen in der Schule als Lerninhalt zu verordnen. Genauso wenig wie es ja den Kirchen im Religionsunterricht zusteht, Glaubenüberzeugungen zu verordnen oder gar zu benoten.

INFO: In manchen Kreisen wird Berlin als „gottlose Hauptstadt“ dargestellt. Müssen wir uns mit diesem

Bild abfinden und vor allem ist es richtig?

P. Mertes: Ich halte das Bild für falsch. Gott ist mit dieser Stadt, und natürlich nicht nur mit den Christen in dieser Stadt. Ich ziehe den Begriff „religionslos“ vor. Im Unterschied zum klassischen „Atheismus“, der Religion kennt und ablehnt, haben wir es in Berlin mit sehr vielen Menschen zu tun, die „religionslos“ sind, weil sie z.B. weder von ihren Eltern noch von ihren Großeltern jemals gehört haben, wie dieser Mann heißt, der da am Kreuz hängt. Die Kultur der „Religionslosigkeit“ ist von den konkreten einzelnen Menschen nicht persönlich verschuldet. Wenn wir ihnen nun mit dem Wort „gottlos“ entgegentreten, nehmen wir uns die Möglichkeiten, die Gegenwart Gottes in ihrem Leben zu entdecken und sie dann darauf aufmerksam zu machen und mit ihnen über Gott und Jesus zu sprechen.

INFO: Richtig ist sicherlich, dass die Diaspora-Situation des christlichen Glaubens in Berlin deutlich geworden ist. Welchen Platz können die Kirchen in der pluralistischen Gesellschaft einnehmen?

P. Mertes: Wichtig ist zunächst, dass sie überhaupt einen Platz einnimmt und sich nicht beleidigt, schimpfend oder kuschelig zurückzieht. Die Frage nach dem Religionsunterricht sollte m. E. auf der Tagesordnung bleiben, denn hier geht es ja in besonderer Weise um einen Platz für die Frage nach Gott im öffentlichen, pluralistischen Diskurs. Dabei scheint es mir besonders wichtig, dass sich die Kirchen nicht vom Platz

der „Vernunft“ bloß auf den Platz des „Glaubens“ abdrängen lassen. Das Christentum steht für mich auch dafür, dass es in den großen Fragen des Lebens, der Ethik, der Lebensorientierung ein paar Rationalitätsstandards gibt, die nicht unterschritten werden sollten – und zwar nicht nur von Christen nicht.

INFO: Wie kann der Dialog in einer multikulturellen Gesellschaft gelingen – mit anderen Religionen und mit Nichtglaubenden.

P. Mertes: Dialog beginnt nicht mit Dialog, sondern mit Begegnung. Seit einigen Jahren folge ich der Einladung zu einem monatlichen „interreligiösen Gebet“ auf der Straße – nach dem Modell des Gebetes der Religionen in Assisi. Nach drei Jahren der Teilnahme wurde ich erstmals von Muslimen zum Noah-Tag zu einem Fastenbrechen eingeladen und gebeten, über den biblischen Noah zu predigen. Plötzlich durfte ich also vor 600 Muslimen über meinen Glauben sprechen. Das erzähle ich als Beispiel dafür, dass Dialog aus der Begegnung entsteht, nicht umgekehrt. Und natürlich ist es überhaupt nicht das Ziel des Dialogs, dass wir alle am Ende dasselbe glauben. Das ist meist nur die Polemik von Leuten, die sich noch nie auf

konkrete interreligiöse Begegnung oder auf Begegnung mit Religionslosen eingelassen haben. Beim Dialog geht es darum, das Hören einzuüben. Was daraus dann folgt, kann nicht vorher bestimmt werden.

INFO: Sie selber sind Rektor eines von Jesuiten geführten Gymnasiums, dem Canisius-Kolleg. Welche Bedeutung haben konfessionelle Schulen in Berlin?

P. Mertes: Wir haben eine große Nachfrage. Die Einführung des Pflichtfaches Ethik wird dazu führen, dass noch mehr Eltern ihre Kinder bei uns anmelden, da dies jetzt die einzige Möglichkeit ist, dem Ethik-Unterricht zu entkommen. Das sind nicht nur katholische oder evangelische Eltern, sondern auch suchende Religionslose, oder Muslime und Juden, die hoffen, dass an einer konfessionellen Schule auch ihrem religiösen Bekenntnis oder ihrer religiösen Suche mehr Respekt entgegengebracht wird. Ich halte diese Situation für eine große Chance, unsere Schulen zu öffnen. Hier könnten wir dann wirklich mit der Begegnung beginnen, von der ich oben sprach. Schule ist dafür besonders geeignet, da die Institution Schule ja geradezu dadurch definiert ist, dass sie Überzeugungen und Bekenntnisse bei

den Schülern weder voraussetzen noch disziplinarisch oder sonstwie erzwingen darf.

INFO: Eine Reflexion ist gerade bei Misserfolgen notwendig. In der Pfarrei St. Canisius haben die Jesuiten am 17. Mai 2009 eine Podiumsdiskussion zum gescheiterten Volksentscheid durchgeführt. Was haben Sie von der Diskussion mitgenommen?

P. Mertes: Dass das Thema von Pro-Reli keineswegs erledigt ist. Dass die christlichen Gegner von Pro Reli die Staatsfrömmigkeit der Senatsparteien tatsächlich (ein wenig) teilen. Dass viele Eltern wirklich nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen, wenn sie wirklich nicht wollen, dass ihr Kind an diesem Ethik-Unterricht teilnimmt. Dass die Minderheit der Christen in Berlin in den letzten Jahren lautstärker und kampfesfreudiger geworden ist. Dass wir als Kirche uns selbst noch klarer werden müssen, was wir eigentlich fordern, wenn wir einen Wahpflichtbereich Ethik/Religion fordern. Das die Monate der Schlacht um Pro-Reli uns weitergebracht haben, trotz des schlechten Ergebnisses. Ich werde jedenfalls weitermachen.

Das Interview führte Hermann Fränkert-Fechter

Internationales **SYMPOSIUM** Katholische Akademie Schwerte 27. - 29. September 2009

Info und Programm:

Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken
Kamp 22, 33098 Paderborn
Tel.: 05251/2996-14
E-Mail: Rudolphi@Bonifatiuswerk.de



Informieren Sie sich und diskutieren Sie mit Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft über missionarische Perspektiven in unserem Land.

Berichte von der Seelsorgekonferenz 2009

Paulus als Missionar, Seelsorger und Theologe

Die Seelsorgekonferenz der Geistlichen und Laien im pastoralen Dienst am 14. Mai 2009 stand ganz im Zeichen des zu Ende gegangenen Paulusjahres. Das Thema der gemeinsamen Konferenz aller in der Pastoral des Erzbistums Tätigen lautete: „Ihr seid ein Brief Christi (2 Kor 3,3), Paulus als Missionar, Seelsorger und Theologe.“ Als Referent des Tages konnte Prof. Dr. Martin Ebner gewonnen werden, Lehrstuhlinhaber für Exegese des Neuen Testaments an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

In den vergangenen Monaten wurden die Theologie und das Wirken des Völkerapostels schon in vielen Predigten und Konferenzen thematisiert. Konnte zu Paulus – so die Frage im Vorfeld – überhaupt noch etwas Neues erwartet werden und sollte eine Seelsorgekonferenz ein exegetisches Thema in den Mittelpunkt stellen? Prof. Ebner eröffnete durch sein genaues Hinschauen auf die frühe Kirche und ihren sozialpolitischen Kontexten einen neuen Blick auf Paulus. Er zeigte in seinen Ausführungen wie aktuell der hl. Paulus für die heutige pastorale Situation ist.

In seinem ersten Vortrag „Die Missionsreisen des Paulus und das Römische Reich“ beschrieb Ebner die Strategie des hl. Paulus bei seinen Missionsbemühungen. Paulus gründet und unterstützt die Gemeinden in den Veteranen- und Provinzhauptstädten des Römischen Reiches und verbreitet von diesen

zentralen Orten aus das Evangelium. Gleichzeitig baut er die christlichen Gemeinschaften in einer zum Römerreich konträren Verfassung auf: Die Keimzellen des Königreiches Christi (vgl. 1 Kor 15,25) nennt Paulus *ekklesia*. Im griechisch-römischen Kulturraum ist damit die Vollversammlung der freien Bürger einer Stadt gemeint, die als autonomes Entscheidungsorgan fungiert. Unter der römischen Herrschaft im ersten Jahrhundert n. Chr. sind diese Vollversammlungen längst entmachtet. Die Provinzen werden zentralistisch verwaltet mit einem Statthalter an der Spitze und römischen Magistraten in den einzelnen Städten.

Vor diesem Hintergrund ist es mehr als symptomatisch, dass Paulus die christlichen Keimzellen nicht nur *ekklesia* nennt, sondern sie auch so agieren lässt. Von regelmäßigen Versammlungen, Abstimmungen und Mehrheitsbeschlüssen ist die Rede (1 Kor 11,18; 2 Kor 2,5-11; 8,19). Gegen den Zeitgeist haben zu dieser *ekklesia* Gottes (vgl. 1 Kor 1,2) auf der Grundlage der Taufe nicht nur freie Männer Zugang, sondern auch Frauen, auch Sklaven (vgl. Gal 3,28).

Ebner erläutert anhand antiker Amphitheater die damalige strenge Zuordnung der gesellschaftlichen Schichten und was es für die christliche Gemeinde bedeutet haben muss, diese undurchlässige Gesellschaftseinteilung zu durchbrechen. Für unsere heutige Situation stellt sich die Frage, wie es um unsere



Prof. Dr. Martin Ebner

Die Theologie des Paulus ist ein zentrales Thema neutestamentlicher Exegese. In jüngerer Zeit haben sich eine Reihe neuer Perspektiven auf das Wirken und die Überzeugung des Völkerapostels ergeben. Prof. Dr. Martin Ebner hat bei der Seelsorgekonferenz insbesondere auf die sozialpolitischen Verhältnisse der frühen Kirche aufmerksam gemacht.



gesellschaftliche Sensibilität steht: Inwiefern sind unsere Gemeinden (im Sinn des Paulus) Gegengesellschaften? Sind in unseren Gemeinden auch gesellschaftliche Randgruppen vertreten? Gehört die Überschreitung von Schichtengrenzen (noch) zum Identitätsbild einer christlichen Gemeinde? Ist das (noch) das ureigenste Experimentierfeld der Ekklesia?

In seinem zweiten Vortrag „Theologische Argumentation und soziale Konflikte“ stellte Ebner den Streit um das Götzenopferfleisch dar. (vgl. 1 Kor 8,1-3) Der Münsteraner Hochschullehrer arbeitete heraus, wie in der frühen christlichen Gemeinde kulturelle und schichtspezifische Vorgaben wirksam waren, aber aufgrund der gemeinsamen Taufe ein Neuanfang möglich wurde. Die Paulinischen Briefe zeigen, dass dieser Prozess nicht ohne Konflikte stattfand. Anhand von archäologischen Befunden über die Speisemöglichkeiten im Tempel von Korinth erläuterte er, welche Sprengkraft auftrat, wenn hellenistische Mahlvorstellungen mit der christlichen Mahlgemeinschaft konfrontiert wurden.

Paulus wird dabei zu einem Vermittler zwischen der Oberschicht und den einfachen Leuten in der christlichen Gemeinde.

Für unsere heutige pastorale Situation stellt sich daraus die Frage, wie sensibel wir für soziale Konflikte sind: Wie gehen wir mit den sozial wie theologisch „Schwachen“ in den Gemeinden um? Welchen „Rang“ genießen die sozial Schwachen in einer Gemeinde? Wie gehen theologisch Starke/Intellektuelle („Libe-

rale“) mit den weniger Gebildeten und oft theologisch Vorsichtigeren um? Haben diese Fragen für uns theologische Dignität?

Im Intranet des Erzbistums und auf der Homepage des Erzbistums (Paulusjahr) können die Ausführungen von Professor Dr. Martin Ebner nachgelesen werden. Im Folgenden dokumentieren wir kurze Berichte aus den Arbeitsgruppen der Seelsorgerkonferenz.

Hermann Fränkert-Fechter



Anhand des antiken Amphitheaters wurde die strenge Einteilung der Gesellschaftsschichten aufgezeigt. Senatoren und Ritter nahmen Platz direkt an der Spielfläche. Freie Bürger konnten sich im Unterrang niederlassen. Für Sklaven und Freie ohne Bürgerstatus war der Oberrang bestimmt. Für die Frauen waren nur die hinteren Reihen im Oberrang reserviert.

Gemeinde als Gegengesellschaft – Paulus und sein Gemeindebild

Die Kirchenbänke füllen sich langsam. Durch den Haupteingang kommen die etablierten Gemeindeglieder und besetzen ihre Plätze. Und es kommen auch die Anderen, die Illegalen, die Ausgegrenzten. Sie kommen fast verstoßen durch den Seiteneingang, wie durch eine unsichtbare Mauer getrennt von den Ersteren. In der Liturgie zumindest sind sie gleich, nach dem Gottesdienst aber genauso schnell wieder verschwunden, während sich draußen in kleinen (geschlossenen) Gruppen Gemeindeglieder treffen. Dieses Bild – hier etwas vergrößert wiedergegeben – zeichnete einer der Teilnehmer der Arbeitsgruppe auf die Impulse von Prof. Ebner:

„Schauen Sie einmal in Ihre Gemeinde und entwerfen Sie ein Bild Ihrer Gemeinde?“ Und als Eröffnung der Diskussion: „Inwiefern ist Ihre Gemeinde ‚Brief Christi‘, eine Gegengesellschaft im Sinn des Paulus?“

Angeregt von den Impulsfragen entwickelte sich eine Diskussion, ob die Pastoral der Gemeinden ausreichend die Schwachen im Blick habe. Es ist notwendig, so wird deutlich, Offenheit bzw. Durchlässigkeit der Gemeinde in die Gesellschaft hinein zu entwickeln und im Blick nach innen auch die Schwachen und Randgruppen zu berücksichtigen. Als Beispiele für eine gesellschaftspolitische Sensibilität, wie sie bei Paulus sichtbar wird, werden die Präsenz der Kirche im Kiez oder Projekte wie z. B. eine günstige Mittagessensversorgung für Kinder genannt. Dann wird Kirche als Soziale Instanz auch akzeptiert, wie in einen Beitrag hervorgehoben wird. Dass dieses kein leichter Weg ist,

betonen einige Teilnehmer: Einige Gruppen lassen sich nur schwer erreichen, manche Gemeinde ist nur schwer zu dieser Offenheit zu motivieren. Es komme nach Paulus darauf an, so Prof. Ebner, den Moloch zu benennen, der die Menschen nicht zu seinem Recht kommen lässt; das gilt auch für unsere eigenen Reihen, unsere Institutionen.

Schwer taten sich einige in der Arbeitsgruppe mit dem Begriff der Gegengesellschaft: In welchen Fragen sind wir wirklich noch Gegengesellschaft, in welchen Bereichen sind wir schon von der Gesellschaft überholt worden? Der Anteil von Frauen in Leitungspositionen wird als ein Beispiel dafür genannt.

In der Schlussrunde eröffnen sich Fragen nach der Sprachfähigkeit im Glauben: „Ihr seid ein Brief Christi“ – In welcher Sprache muss er heute abgefasst sein, damit dieser Brief, damit wir als Christen noch verstanden werden können. Welche Form muss er haben? Welche „Kurzformeln“ des Glaubens analog zur SMS brauchen wir?

Die kleine Übung am Anfang, zu der Prof. Ebner eingeladen hatte, hat den Blick auf die Realitäten unserer Gemeinden einerseits geweitet und andererseits in Beziehung zu Paulus gesetzt. Sie lohnt sich zu wiederholen:

Nehmen Sie sich einmal 5-7 Minuten Zeit und schauen Sie in Ihre Gemeinde! Welches Bild Ihrer Gemeinde können Sie entwerfen. – Inwiefern ist ihre Gemeinde ‚Brief Christi‘, eine Gegengesellschaft im Sinn des Paulus?

Bericht
von Christopher Maaß



Christopher Maaß
Dipl.-Theologe

Bericht
von Elisabeth Eichert

Akzente einer sozialpolitischen
Dimension bei Paulus



Elisabeth Eichert
Pastoralreferentin

Sozialpolitische Dimension „Wir sind arm und machen doch viele reich“ (2 Kor 6,10f)

Eine kleine Gruppe widmete sich der sozialpolitischen Dimension bei Paulus, die auf den ersten Blick nicht offensichtlich ist, versteht man unter Sozialpolitik Arbeitsmarkt, Rente, Gesundheit und Pflege. Zunächst sammelten wir allgemein, was mit „sozialpolitischer Dimension“ gemeint ist, z.B. strukturelle Rahmenbedingungen, die politisch erstellt werden, um soziales Handeln und Umgehen nach Prinzipien der Subsidiarität und Solidarität zu ermöglichen. Eine sozialpolitische Dimension eröffnet sich, wenn Gerechtigkeit und Chancengleichheit gerade Schwachen, Armen und Benachteiligten bereit gestellt wird. Sie zeigt sich in Formen der Beteiligung an z.B. Bildung, Wissen, Entscheidungen oder Verantwortungen.

Angesichts der Realität von wachsendem Niedriglohnsektor, mangelndem Kündigungsschutz oder Mindestlohn, wird schnell die selbstkritische Frage laut, wie sozialverträglich wir als Kirche im Stellenabbau sind. „Wie können wir als Kirche glaubwürdig sein, wenn wir selbst Stellen abbauen, wenn etwa im technischen Bereich die Kürzungen es nicht mehr möglich machen, dass die Person vom Gehalt allein leben kann?“ Die Gruppe überlegt, dass ein gerechter Lohnausgleich gerade unattraktiven Diensten, z.B. Reinigung, Pflegebereiche, ... zu Gute kommen müsste. An diese Wunschvorstellung schließt sich im Podium die konkrete Frage an, wer

von den Verdienenden oder Besitzenden bereit wäre, freiwillig eine Umverteilung und einen Lastenausgleich herzustellen.

Anhand ausgewählter Bibelstellen werden Akzente des Beitrags von Paulus zur sozialpolitischen Dimension diskutiert und zusammen getragen. Das bekannte Zitat aus dem Brief an die Galater (3,26-28) drückt deutlich ein Ziel mit Visionskraft aus. „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus.“ (V28) Alle gesellschaftlichen hierarchisierten Unterschiede und Abhängigkeiten sind strukturell „in Christus“ aufgehoben. Jede und Jeder ist gleich viel Wert, im Prinzip der Einheit bei aller Verschiedenheit. Paulus selbst setzte ein Zeichen, als er Philemon den entlaufenen Sklaven Onesimus nicht mehr als Sklaven, sondern als geliebten Bruder zurück schickt.

„Wir sind arm und machen doch viele reich“. In dieser Selbstaussage steht die selbstbewusste Haltung von Menschen, die sich nicht länger über Äußerlichkeiten oder in Anlehnungen an Prestige anderer definieren, sondern eine innere Autorität aus der Christusbeziehung entdeckt haben. Objektiv gibt sich uns Christus im Nächsten und Armen selbst zu erkennen. Subjektiv begreifen sich Arme als Partner/innen „auf Augenhöhe“. Für die Seelsorge wie für eine sozialpolitische Auswirkung ergibt

sich die Frage, in wie weit wir unsere eigene Einstellung „auf Augenhöhe“ bringen. Pflegen wir einen Umgangsstil „auf Augenhöhe“? Kommunizieren wir in partnerschaftlicher Weise, in gegenseitiger Wertschätzung? „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir...“ (Gal 2,20). Wo das gelingt, beteiligen sich Arme, Schwache und Benachteiligte proaktiv. Sie bringen sich ein - und haben etwas zu geben. Wer sein Ego überwindet, kann sich dank Gottes Kraft

ohne Eigennutz frei, einer Sache zu Liebe, einbringen. In der Selbstüberwindung des eigenen Ego auf Christus hin liegt eine besondere Sinngebung für das Leben der Menschen, wobei gerade im Einsatz für die Schwächeren ein konstitutives Element für Sinn liegt.

Ein Fazit der Kleingruppe ist, dass ein erneuertes Denken (!) den Inhalt und die Auswirkung von sozialpolitischer Dimension bei Paulus ausmacht. Gott kann Schwäche in

Stärke wandeln. Paulus selbst lässt sich vorbildlich auf Schwäche ein. „Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit. Viel lieber also will ich mich meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mich herabkommt. Deswegen bejahe ich meine Ohnmacht, alle Misshandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ (2 Kor 12, 9-10)

Einheit und Vielfalt in einer Gemeinde – wie kann Fusion und Kooperation gelingen?

„**E**inheit und Vielfalt in einer Gemeinde – wie kann Fusion und Kooperation gelingen?“ – in einer Gruppe aus etwa 20 Gemeindefeferenten, Pastoralreferenten und Priestern aus den verschiedensten Gemeinden unseres Erzbistums tauschten wir uns bei der diesjährigen Konferenz über den Stand und den Verlauf von Fusions- und Kooperationsprozessen aus. Zuerst sammelten wir Eindrücke zu drei Aspekten: Was suchen die Menschen in unseren Gemeinden, was lässt Fusion/Kooperation gelingen und was stellt sich als Hindernis in den Weg.

Bei dem, was die Menschen in unseren Gemeinden bewegt, wurden vor allem der Wunsch nach Beheimatung und Identität, aber auch nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit benannt. Zahlreiche Bausteine zum Gelingen von Gemeinde- und Seelsorgeeinheit wurden gefunden: Ausgehend von grundlegenden Bedingungen wie, dass „Menschen mitein-

ander können“, der Bereitschaft zum Austausch und der Achtung vor den Bedürfnissen von Gemeindegliedern wurden besonders Geduld bei der Veränderung, Mut, der Bereitschaft zum Ausgleich zwischen Interessen, der Einsatz fantasievoller Übergangslösungen, schließlich auch eine bewusste „Trauerarbeit“ und das Zulassenkönnen von Fehlern und Irrtümern genannt. Viel Bewusstseinsbildung muss auf dem Weg geschehen, manchmal auch durch eine klare Wortwahl, aber auch das Entwickeln von gemeinsamen Zielen und Visionen ist nötig, um den Fusions- und Kooperationsprozess zu bejahen und als Chance zu entdecken. Hilfreich können dabei auch äußere Bedingungen werden wie eine gemeinsame Vorgeschichte, aber auch eine spürbare pastorale Not, die durch die größeren Einheiten zumindest teilweise behoben werden kann, manchmal auch eine Veränderung im Seelsorgsteam. Wenn diese Pro-

Bericht von Pfarrer Norbert Pomplun

„So sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören“ (Röm 12,5)



Pfarrer Norbert Pomplun

zesse mit einem menschlichen, transparenten Umgang miteinander und einer Verlässlichkeit der neuen Strukturen – bei aller Vorläufigkeit – einhergehen, können sie eher gelingen. Manchmal hilft auch eine gewisse Zentralisierung, um Pastoral zu ermöglichen. Das Fehlen mancher dieser Elemente hat natürlich auch hindernde Wirkung: Wo Gemeinden noch sehr lebendig sind und eine pastorale Not nicht wahrgenommen wird, aber auch, wo Gebiete unglücklich zusammengefügt wurden oder andere örtliche Gegebenheiten bremsen. Und natürlich sind auch allgemein menschliche Verhaltensweisen zuweilen Sand im Getriebe:

Unbehagen bei Veränderungen, mangelnde Beweglichkeit, das Beharren in bisherigen Strukturen, Unsicherheit und Angst im Hinblick auf die (vermutete und befürchtete) Zukunft und ein wenig hilfreicher Sprachgebrauch.

Schließlich haben wir das Bild des Paulus vom einen Haupt mit den vielen Gliedern aus dem Römerbrief aufgegriffen und nach weiteren hilfreichen Elementen für die Sorge um die Einheit von Gemeinde und pastoralem Raum abgeklopft: „So sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören.“ (Röm 12,5) Besonders der gemeinsame Blick

auf Christus als das eigentliche Haupt und die wahre Mitte, aber auch die Notwendigkeit, Einheit nicht mit Uniformität zu verwechseln und deshalb eine Unterschiedlichkeit bis hin zur Profilierung im guten Sinn zuzulassen, schließlich den Unterschied zwischen Pfarrei als Verwaltungseinheit und Gemeinden bzw. Gemeinschaften als pastoralen Einheiten wurden als Impulse benannt. Das Gespräch in unserer Gruppe verlief sehr lebendig und aufbauend; dass die Nennung der positiven Elemente die der Hindernisse bei Weitem überwog, darf als wichtige Nebenerkenntnis in Erinnerung bleiben.

Bericht von Luzia Hömberg



Luzia Hömberg
Dipl.-Theologin

Paulus und die Frauen

„Nehmt sie im Namen des Herrn auf, wie es Heilige tun sollen, und steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht; denn sie selbst hat vielen, darunter auch mir geholfen.“ (Röm 16, 2) Dieses Wort des Apostels Paulus, gesprochen für eine Mitarbeiterin der Gemeinde, Phoebe, war für einige Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Seelsorgekonferenz Einladung, sich darüber auszutauschen, welche Impulse Paulus und seine pastorale Arbeit uns heute in der Pastoral mit und für Frauen geben kann.

Hat der Versuch des Paulus, in seinen Gemeinden eine „Gegengesellschaft zu entwerfen“, wie Professor Ebner zuvor vorgetragen hatte, auch Konsequenzen für das gemeinschaftliche Miteinander von Frauen und Männern in den christlichen Gemeinden?

Zu Beginn unseres Gesprächs trugen wir zusammen, was uns zum Thema „Paulus und die Frauen“ gegenwärtig war:

Paulus hat mit vielen Frauen gut zusammengearbeitet (vgl. z.B. die Frauen der Grußliste am Ende des Römerbriefs: Phoebe, Prisca, Maria, Junia, Tryphäna etc.)

Die Rede des Paulus vom Leib und den vielen Gliedern und die Entfaltung der verschiedenen Charismen (1 Kor) hat Männer wie Frauen ermutigt, sich mit ihren persönlichen (und nicht geschlechtsspezifisch zugeordneten) Begabungen in die Gemeinde einzubringen.

Es tat und tut sich aber auch eine Spannung auf, wo in den Paulusbriefen das traditionell begründete Schweigen der Frauen in der Ge-

meindeversammlung gefordert wird (z.B. 1 Kor 14, 34).

Die exegetische Debatte über diese Verse konnte in unserer Arbeitsgruppe nicht erschöpfend geführt werden – die kontroverse Auslegungs- und Wirkungsgeschichte dieser paulinischen oder nachpaulinischen Verse in der Kirchengeschichte spiegelte sich auch in unserer Diskussion:

Dankbar wurde das vielfältige Engagement von Frauen in den Gemeinden hervorgehoben: „Wenn irgendwas gebraucht wird, springen

die Frauen ein! Ohne Frauen geht in unserer Gemeinde gar nichts.“

In Folge des Vaticanums II und der Liturgiereform haben Frauen in der Pastoral wie auch im Gottesdienst viele Aufgaben übernommen: „Es hat sich viel im Bild der Kirche verändert...“: Ein Leib und viele Glieder!

In einer Zeit, wo – wie unser Kardinal in seinen pastoralen Leitlinien 2004 formuliert hat – der Kirche, in der Frauen ihren Platz noch längst nicht gefunden haben,

die Lösung der Frauenfrage ein dringliches Anliegen sein muss, erschien uns der Rat des Paulus, dass jeder und jede ihrem Charisma entsprechend wirken soll, aktueller denn je.

Es bleibt eine dringende pastorale Aufgabe, wahrzunehmen, was heute – in Anlehnung an Röm 16,2 – die Sachen der Frauen sind, in denen sie Beistand brauchen, und sie in dem zu würdigen, wo sie in den Gemeinden hilfreich und engagiert tätig sind!

„weglos – doch nicht ausweglos“ (2 Kor 4,8)

Ich komme dann in Deine Burnout-Gruppe“, wurde ich schulterklopfend und mit einem Augenzwinkern vor der Seelsorgekonferenz begrüßt. Dass sich dann für das Thema dieser Arbeitsgruppe eine Vielzahl von Pastoralen Mitarbeiterinnen interessiert hat, zeigt, wie sehr das Phänomen zwischen Unverständnis und eigener leidvoller Erfahrung changiert. Die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in helfenden Berufen kennen Menschen, die sich auf unterschiedlichen Stufen seelischer und körperlicher Entkräftung befinden. Wie definiert man das Phänomen? Ein Burnout-Syndrom (engl. (to) burn out: „ausbrennen“) ist ein Zustand ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit verminderter Leistungsfähigkeit. Dabei handelt es sich um einen Prozess, der mit idealistischer Begeisterung beginnt und überfrustrierende Erlebnisse zu Desillusionierung und Apathie,

psychosomatische Erkrankungen und Depression oder Aggressivität und einer erhöhten Suchtgefährdung führt.

In unserer Arbeitsgruppe hat der Psychiater Dr. Salloch-Vogel durch seine eigene leidvolle Lebensgeschichte auf die Gefahren einer Dysbalance zwischen beruflichen Engagement und Phasen eigener Entspannung hingewiesen. Auch Fragen nach Hilfsmöglichkeiten, Entlastungsstrukturen und spirituelle Wege aus einer „dunklen Nacht der Seele“ wurden angesprochen. Die Nachfragen haben gezeigt, dass auch weiterhin Gesprächsbedarf besteht und wir mit unserem Workshop erst einen sensiblen Anfang gesetzt haben. Deshalb planen wir in Zusammenarbeit mit der Offenen Tür Berlin einen Studententag zum Thema am 7.10.2009 in der Katholischen Akademie. Nähere Hinweise gehen Ihnen in den nächsten Tagen zu!

Bericht von Regens Hansjörg Günther

Pastoral zwischen Burnout und schöpferischer Ratlosigkeit



Regens Hansjörg Günther

Der Ökumenische Frauenaktionskreis Berlin-Brandenburg lädt ein

Veranstalter: Ökumenischer Frauenaktionskreis Berlin-Brandenburg

Was haben wir gewollt von diesem „neuen Deutschland“, wie erleben wir es nach 20 Jahren, und für welche Visionen wollen wir uns weiter stark machen?

Frauen, die in öffentlicher Verantwortung stehen, aus Ost und West, kommen miteinander und mit dem Publikum ins Gespräch über politische Entwicklungen und Einflussmöglichkeiten von Frauen in den Bereichen Politik, Kirche und Bildung.

20 Jahre nach der Wende:
Freude und Frust zugleich
Die Deutsche Wiedervereinigung aus weiblicher Sicht

AKD: Fröhenität und Familienbildung | kfd | ARCHE

von Annette Westermann

„Freude und Frust zugleich“

„Was haben wir gewollt von diesem „neuen Deutschland“, wie erleben wir es nach 20 Jahren, und für welche Visionen wollen wir uns weiter stark machen?“

Diese und ähnliche Fragen beschäftigen in diesem Jahr viele Menschen. Freude und Frust zugleich mag dabei so manche erfüllen. Für den **Ökumenischen Frauenaktionskreis Berlin-Brandenburg** sind sie Anlass für eine Veranstaltungsreihe zu unterschiedlichen Aspekten der deutschen Wiedervereinigung aus weiblicher Sicht.

Wer ist der Ökumenische Frauenaktionskreis (ÖFAK)?

Entstanden ist er – gewissermaßen als „Ableger“ des Vorbereitungsteams von Ökumenischen Frauengottesdiensten - im Jahr 2000, als der Ökumenische Rat der Kirchen weltweit die Dekade zur Überwin-

nung von Gewalt ausrief. Vertreterinnen aus Frauenarbeiten und -organisationen verschiedener christlicher Kirchen haben sich vernetzt, um gesellschaftspolitische und kirchliche Entwicklungen im Sinne der Dekade in den Blick zu nehmen und gemeinsam öffentlichkeitswirksam zu handeln, wie zum Beispiel durch Veranstaltungen zu aktuellen Anlässen und Themen.

Die Veranstaltungsreihe „20 Jahre nach der Wende“ wird speziell getragen von der Frauenarbeit und Familienbildung im Amt für kirchliche Dienste der EKBO, von der Frauenseelsorge im Erzbistum Berlin, von der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und dem Ökumenischen Frauenzentrum Evas Arche, die alle im ÖFAK mitarbeiten. Am 6. Mai 2009, dem Eröffnungabend der Veranstaltungsreihe, waren die Politikerinnen Renate Künast, MdB, Bundesministerin a.D., Bündnis 90/Die Grünen und Dr. Christine Bergmann, Bundesmini-

sterin a.D., SPD, zu „**Lebenszielen - Lebensträumen**“ im Gespräch, das die Pröpstin der Evangelischen Landeskirche, Friederike von Kirchbach moderiert hat.

Im Vorfeld der Europawahl gab es eigens, auch unter Mitwirkung des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg, eine Podiumsdiskussion mit Kandidatinnen für das EU-Parlament: „**Frau wählt Europa - Wahlprüfsteine**“, moderiert von Antje Heider-Rottwilm, bis 2008 Leiterin der Europaabteilung der EKD. Die Kandidatinnen Marion Berding, CDU, Hiltrud Breyer, Bündnis 90/Die Grünen, Dr. Carola Ernst, Die Linke, Dr. Eva Högl, SPD und Gesine Meißner, FDP, nahmen am Sitz der Europäischen Kommission in Deutschland Stellung zu den Themenfeldern Leben-Arbeit-Balance, Lohngerechtigkeit, Frauen und Migration, Gewalt gegen Frauen, Impulse der Religionen für Europa.

Im Herbst dieses Jahres wird die

Reihe fortgesetzt. Frauen der Kirche, nämlich Dr. Annette Schleinzer, Ordinariatsrätin im Bistum Magdeburg, und Pröpstin Friederike von Kirchbach werden ebenfalls miteinander im Gespräch sein zu dem Thema: **Bekenntniskirche – Volkskirche – Medienkirche**. Moderatorin ist hier Dr. Christine Bergmann.

Termin: Di., 22. 9. 2009, 19.00 Uhr
Ort: Katholische Akademie
Hannoversche Str. 5,
Berlin-Mitte

Ein eigener Diskurs ist unserem Bildungssystem gewidmet. Über „**Freiheit oder Prägung**“ diskutieren Oberkirchenrätin Petra Ficht-

müller, bis vor kurzem Referentin in der Bildungsabteilung der EKD, und Adelheid von Lessen, Direktorin des Brandenburger Amtsgerichtes. Prof. Dr. Juliane Jacobi, Department Erziehungswissenschaft der Universität Potsdam, hält ein Impulsreferat und Cornelia Radeke-Engst, Landespfarrerin für Frauen- und Familienarbeit moderiert die Veranstaltung.

Termin: Mi., 4. 11. 2009, 19.00 Uhr
Ort: Haus der Kirche
Goethestr. 26-30,
Berlin-Charlottenburg

Im Kontext der 20 Jahre nach der Wende steht auch der **Ökumeni-**

sche Frauengottesdienst am 25. November 2009. Er wird in der Elias-Kirche gefeiert, einem Ort, an dem sich Frauen in der Umbruchszeit 1989 trafen, um sich zu vernetzen.

Termin: Mi., 25. 11. 2009, 18.00 Uhr
Ort: Elias-Kirche (Kuppelsaal)
Göhrener Str. 11
Berlin-Prenzlauer Berg

Frauen und Männer sind herzlich eingeladen!

Annette Westermann
Fachbereich Frauenseelsorge
Dezernat II - Seelsorge im EBO
030/32684-533

Es war wieder einmal so weit! Mitte März fand das Seminar:

„Besondere Herausforderungen an den Polizeiberuf“

im Bildungshaus St. Konrad,
Friedrichshagener Str. 67, 15566 Schöneiche, statt.

In den letzten Jahren habe ich zweimal an den dort stattfindenden, ausgesprochen interessanten, dreitägigen Veranstaltungen teilgenommen und so auch die behagliche Unterkunft, die nette Betreuung und die schmackhafte Verpflegung schätzen gelernt.

Kurz vor Beginn beschlich mich somit eine wissende Vorfreude.

Begrüßt wurden die 67 Teilnehmer/innen, übrigens ein neuer Teilnehmerrekord, vom freundlichen Pater Wehner.

Pater Wehner ist das Herz und die Seele dieser Seminare. Die kenntnisreiche und akribische Erarbeitung der polizeibezogenen Themen, die

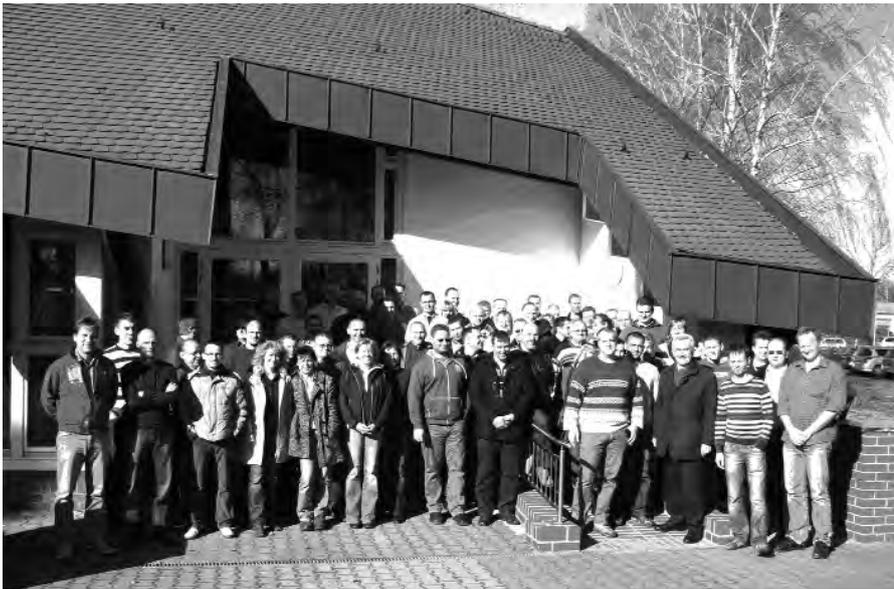
sorgfältige Auswahl der Referenten und der reibungslose Ablauf jener Veranstaltungen, machen diese erst durch seinen Einsatz zu einem echten Event.

Der erste Tag begann vormittags mit einem Vortrag, der die **„Terrorismusbekämpfung als polizeiliche Herausforderung“**, hier speziell den islamischen Terrorismus, in den Mittelpunkt stellte. Nach einem schmackhaften Mittagessen und einer kurzen Denkpause erwartete uns ein Vortrag über **„Mafia-Geschichte-Gefahren-Gegenmaßnahmen“!**

Beide Referenten, Kollegen vom LKA, führten uns mit einem umfang-



Pater Reinhold Wehner SJ ist Polizei- und Zollpfarrer im Erzbistum Berlin. Zu seinen Aufgaben gehört die regelmäßige Durchführung von berufsethischen Seminaren, für die es eine große Nachfrage gibt. Polizeihauptkommissar Karlheinz Gaertner berichtet von einem Seminar im Bildungshaus St. Konrad in Schöneiche im März 2009.



„Aktuelle Aspekte der IuK – Kriminalität“ gewidmet.

Der Vortragende Kollege vom LKA 33 führte uns nicht nur die explosionsartig steigende Internetkriminalität drastisch vor Augen, sondern öffnete diese auch in Richtung Sicherheit unserer heimischen Computer. Manch ein Seminarteilnehmer wechselte dabei sichtlich betroffen die Gesichtsfarbe, als er beispielsweise die Angriffsmöglichkeiten beim Online-Banking aufgezeigt bekam.

Nach dem Mittagessen erfolgte eine Zusammenfassung und Auswertung. Dabei hörte ich nur positive Stimmen und alle Teilnehmer waren sich in einem Punkt einig:

„Dies war ein Seminar der Extraklasse!“

Ein Tipp: Dieses Seminar wird im Herbst 2009 und im Frühjahr 2010 wiederholt.

Karlheinz Gaertner, PHK,
Polizeiabschnitt 54

reichen Spezialwissen in diese schwierige Materie ein. Trotz einiger Vorkenntnisse meinerseits, erstaunten mich diese Ausführungen sehr. So gab es nach dem Abendessen reichlich Gesprächsstoff. Das Zusammenfinden von Kollegen aus den verschiedensten Polizeieinheiten führte zu einem Erfahrungsaustausch, der weit über das Seminarthema hinausging.

Der zweite Tag begann nach einer rhetorisch geschickten Einführung von Pater Wehner mit einem echten Highlight. Kollegin Staruske und ihr Chef Rainer Noack vom Kommissariat Jugendgruppengewalt der Polizeidirektion 5 warfen sich ihre „Vortrags-Bälle“ geschickt zu. So kam es bei dem Thema: „**Jugendgruppengewalt und Intensivtäter**“ zu sehr kurzweiligen Ausführungen mit vielen emotionsgeladenen Diskussionsbeiträgen.

Am Nachmittag lauschten wir dann einer LKA Kollegin vom Drogendezernat, die erkenntnisreich die

„Erscheinungsformen und Bekämpfungsstrategien bei der Rauschgiftkriminalität“ ausführte.

Die Mittagspause nutzte ich an diesem Tag zu einem erholsamen Spaziergang. Dieser führte mich in den „kleinen Spreewaldpark“. Solch ein landschaftliches Idyll hatte ich hier nicht erwartet und so geriet ich verzückt geradewegs in Urlaubsstimmung.

Der dritte Tag war dem Thema



Wilhelm Weskamm

Diasporaseelsorger in der SBZ/DDR

Am Freitag, 27. Mai 2009, wurde im Kathedralforum St. Hedwig die Dissertation von Pfarrer Dr. Thomas Thorak über den Berliner Bischof Wilhelm Weskamm vorgestellt. Unter dem Titel „Wilhelm Weskamm – Diasporaseelsorger in der SBZ/DDR“ hat er dessen Leben und Werk wissenschaftlich erforscht. Bei der Buchvorstellung waren neben dem Autor auch Pfarrer Benno Fahlbusch, ehemaliger Sekretär von Bischof Weskamm und Weihbischof em. Wolfgang Weider anwesend.

Der Berliner Bischof Wilhelm Weskamm (1951–1956 Bischof in Berlin) spielte bisher bei der Aufarbeitung der Geschichte der katholischen Kirche in der DDR nicht die Rolle wie Sein Vorgänger (Kardinal Preysing) und sein Nachfolger (Kardinal

Döpfner). Für die katholische Kirche in der DDR ist er jedoch von enormer Bedeutung, da er Lebensgrundlagen für diese Diasporakirche auf unterschiedlichen Ebenen schuf. So habe er einen wichtigen Anteil daran, dass die eigenständigen Konferenzen der Bischöfe in Ostdeutschland regelmäßig stattfanden, betonte Thorak. Zudem habe er durchsetzen können, dass das Erfurter Priesterseminar als zentrale akademische Ausbildungsstätte für die Priesteramtskandidaten der DDR fungierte.

Weihbischof Wolfgang Weider, der in Erfurt in den 50-er Jahren seine theologischen Studienjahre verbrachte, ergänzte, die Studenten hätten es damals so empfunden, als habe Weskamm ihnen das Priesterseminar in Erfurt „geschenkt“.

Dr. Thomas Thorak



**Echter-Verlag, 2009,
Reihe
„Erfurter Theologische
Studien“**

Wenn Erwachsene Christ werden Ein Kursbuch für Begleiter

Dieses Kursbuch wendet sich an haupt- und ehrenamtliche Katechet/innen, die Erwachsenen auf ihrem Weg zum Glauben und in die sakramentale Gemeinschaft mit der katholischen Kirche begleiten. Dabei geht es darum, das Leben und die Erfahrungen der Beteiligten mit den biblischen und christlichen Erfahrungen der Kirche in Verbindung zu bringen. Das Handbuch, in der katechetischen Praxis katholischer Gemeinden der Diözese Nottingham erprobt, bietet einen kompletten Kurs mit inhaltlich und methodisch ausgearbeiteten Entwürfen zur Gestaltung der einzelnen Gruppentreffen – beginnend beim Einführungsabend

bis hin zur Feier der Initiations-sakramente und der weiteren Vertiefung des Glaubens.

184 Seiten, DIN A4
Bestell-Nr. 73904



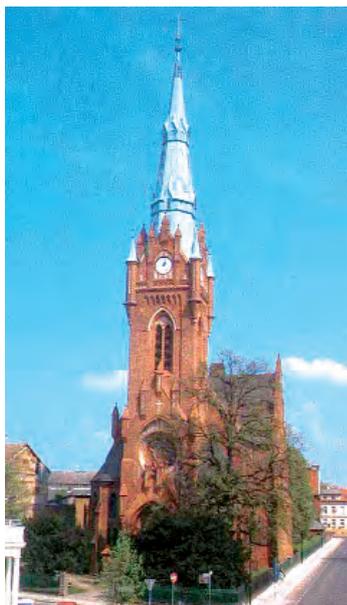
Deutscher
Katechetenverein (dkv) 2009
Preysingstr. 97, 81541 München
Fax: 089/480 92-1237

E-Mail:

buchdienst@katecheten-verein.de

Uwe Globisch, Ernst
Werner, Stephan Winzek,
Michaela Wuggazer





Herz Jesu
Bernau

Marienwallfahrt nach Bernau

zum Gnadenbild der Gottesmutter

Sonntag, 13. September 2009

- 10.00 Uhr Wallfahrtsmesse
mit Dompropst Dr. Stefan Dybowski
- 11.30 Uhr Imbiss (Kaffee und Kuchen,
diverse Getränke, Suppe und Würstchen)
- 13.30 Uhr Schluss-Andacht
mit Eucharistischem Segen

140 Jahre Wallfahrt 1869 – 2009

Pfarrei Herz Jesu, Börnicker Str. 12, 16321 Bernau
Tel.: 03338/22 09

Diasporafahrt des Bonifatiuswerkes in die Uckermark

Besichtigung von Gemeinden und Projekten in der Diaspora
mit Domkapitular Martin Pietsch und Pfarrer Peter Beier

4. September 2009, 8.00–19.00 Uhr

Tourenplan:

St. Hedwigs-Kathedrale – Eberswalde – Projekt „Orte zum Leben“ – Kloster Chorin – Prenzlau –
Gramzow – Templin – St. Hedwigs-Kathedrale

Abfahrt:

8.00 Uhr: Hinter der Katholischen Kirche 3 (Bernhard-Lichtenberg-Haus), 10117 Berlin-Mitte

Info:

Erzbischöfliches Ordinariat, Dezernat II - Seelsorge
Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin, Tel.: 030/32684-526; Fax: 030/32684-276,
E-Mail: kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de

Herausgegeben vom Dezernat II – Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin,
Postfach 040406, 10062 Berlin, Tel.: 030/32 684-526, Fax: 32 684-75 26,

E-Mail: kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de

Verantwortlich: Ordinariatsrat Dr. Stefan Dybowski

Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter, Roswita Beblein

Layout: Wilfried Löpke, Druck: Rainer Breuer